

II. 11

L'Artiste étudiant

DER KUNST-STUDENT

The Art Student

Preis 1,— RM.



Warum Schönheitspflege?

Eine gute alte Tante, die ich hatte oder vielmehr noch habe — die Gute lebt immer noch — pflegte jede an sie gerichtete Frage aus angeborenem Mißtrauen mit der Gegenfrage zu beantworten: Warum fragst Du? Hinter der Frage witterte sie irgend etwas Geheimnisvolles, etwas Gefährliches. Sie hätte solch Geheimnis, solche Gefahr erst recht in einer Frage gesehen, die wirklich keiner Beantwortung bedarf und besser mit der Gegenfrage abzutun ist: Warum keine Schönheitspflege? — In der Tat, warum sollen wir, die wir es doch als selbstverständlich betrachten, unsere Gesundheit zu pflegen, unsere „Schönheit", so weit sie da ist, nicht pflegen und, wenn sie nicht da ist, sie nicht zu erstreben suchen? Schönheitspflege ist nur ein Teil der Gesundheitspflege; Schönheit pflegen, heißt nichts anderes, als den äußeren Menschen pflegen, das Gesicht, die Haut, die Figur. Nur auf dem Boden eines an sich gesunden Organismus kann wahre Schönheit erstehen.

Es ist nicht gleichgültig, wie man aussieht. Es ist ja auch nicht gleichgiltig, ob die Speisen, die man ißt, hübsch, appetitlich zugerichtet sind; es ist auch nicht gleichgiltig, ob die Wohnung, in der man haust, nett tapeziert, mit geschmackvollen Möbeln ausgestattet ist. Und nur der Mensch, das Wunderwerk der Schöpfung, sollte keinen Wert auf äußere Ausstattung legen dürfen? Nur bei ihm sollte es gleichgültig sein, wie er aussieht!

Schönheit ist ein Freibrief, der alle Türen leicht öffnet. Hinter einem häßlichen Aeußern kann oft der wertvollere Mensch stecken, den Vortritt hat der andere. Nicht alle Menschen können schön sein, aber den meisten ist es möglich, wenn sie nur wollen und sich die Zeit nehmen, gepflegt zu erscheinen. Und das ist schon viel, das ersetzt häufig schon die Schönheit. Einen Menschen zu sehen, der an seiner Haut und in seiner Kleidung, an seinem Haar und seinen Händen, in Haltung und Gang das Bemühen zeigt, so schön zu erscheinen wie möglich, sauber, adrett, mit einem Wort, gepflegt: ist immerdar ein angenehmer Anblick, mag das Bemühen auch nicht immer ganz gelungen sein. Ein gutes Aeußere ist nichts Aeußerliches, nicht charakterlich Verwerfliches, nichts Minderwertiges, ist Kultur, über die sich erhaben zu dünken geistiger Hochmut ist.

Schönheitspflege ist keine Verfallserscheinung, ist nichts Unsittliches, nichts Undeutsches, ebenso wenig wie der Bubikopf, mag man ihn schön finden oder nicht, mit Deutschtum irgend etwas zu tun hat. Schönheit ist keine Sünde; sie zu pflegen, kein Verbrechen. Damit ist natürlich nicht den Modenarrheiten das Wort geredet, die abwechslungslüsterne Damen mitmachen zu müssen glauben, nicht der übertriebenen Anwendung von Schminke und Lippenstift, die regellos, ohne Sinn und Ueberlegung zu handhaben nicht die Schönheit hebt, sondern sie verdirbt. Schönheitspflege heißt: gesundes Aeußere schaffen, Gesundheit auch der äußeren Körperteile erreichen, die Natur, wo sie allzu stiefmütterlich sich zeigte, verbessern, korrigieren.

Wenn auch, was hier gesagt wurde, wesentlich für die Frau gilt, es gilt auch für den Mann. Auch für ihn ist Gepflegtsein ein Empfehlungsbrief, nicht bloß dem anderen Geschlecht gegenüber, sondern in jeder Lage, gesellschaftlich und wirtschaftlich von Bedeutung. Jeder kleidet sich doch gern, so gut er irgend kann, trägt gern eine geschmackvolle Kravatte, erfreut sich und andere durch guten Sitz und Aussehen seines Rockes, seiner Schuhe. Warum sollte er, um den Gesamteindruck seines Aeußeren zu heben, gerade die Pflege seines Gesichts vernachlässigen? Kleider machen Leute, gewiß, sie können sehr viel zum guten Aussehen beitragen, aber nicht alles. Im glänzendsten Kleide ein ungepflegter Körper — — brr!

Es ist auch etwas durchaus Natürliches, daß der Mensch gern schön sein will, sich und anderen zur Freude oder — auch das soll vorkommen — zum Leide. Keiner läuft gern mit Pickeln im Gesicht, mit Haarwuchs an unerwünschter Stelle, mit einem Mal, das das Gesicht entstellt, mit Runzeln herum, wenn er noch, einigermaßen, jung ist und jung sich fühlt.

Jeder Mensch hat nicht nur das Recht, so gut wie möglich auszusehen, nein, auch die Pflicht, aus gesundheitlichen und allgemein ästhetischen Gründen.

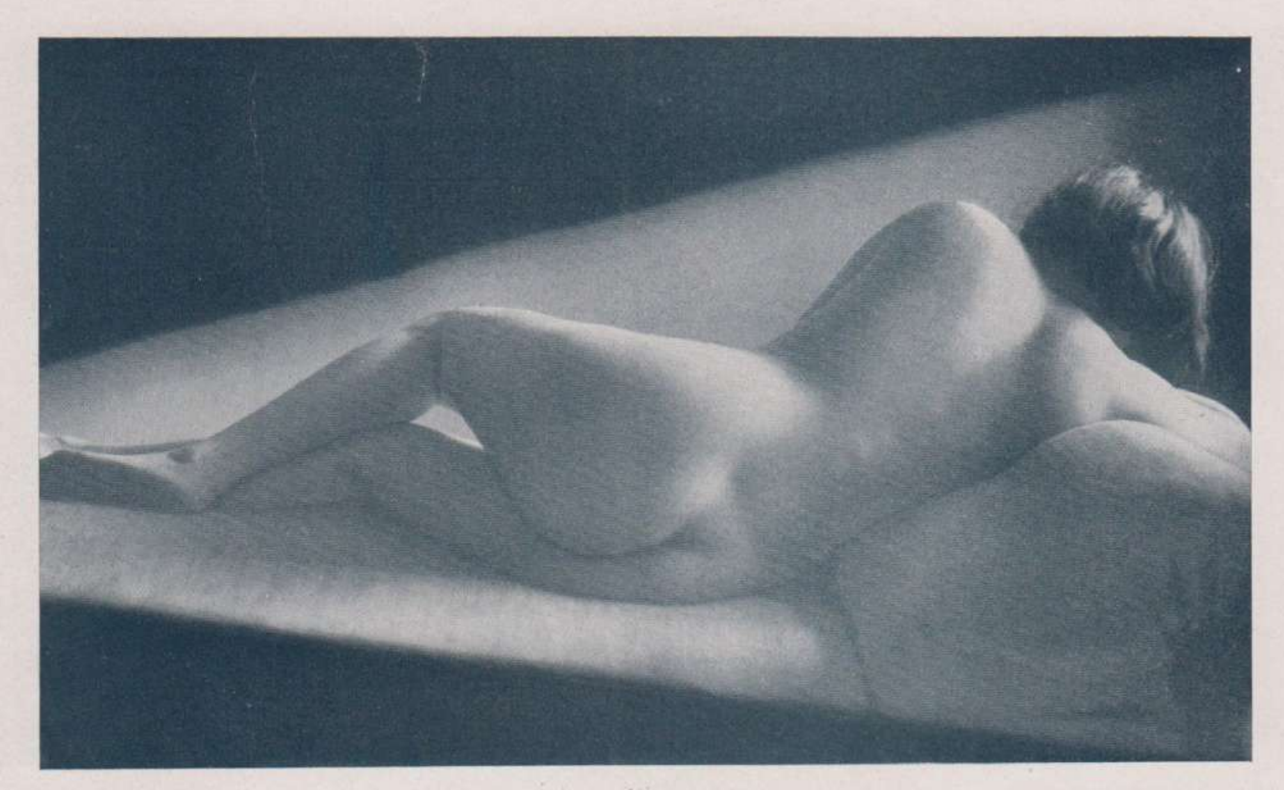
Schön ist gesund, gesund ist schön. Gesundheit und Schönheit sind eins. Nur auf dem Boden der Gesundheitspflege kann sich Schönheit entwickeln. Schönheitspflege — nochmals sei's gesagt — ist Gesundheitspflege. Darum — Schönheitspflege.

Dr. M. M.

DER KUNSTSTUDENT



Aufnahme: Balle



Aufnahme: M. Schmiegelski

Modelle und ihre Schicksale. Wozu man sie braucht

Von akad. Maler Professor E. Schaffran

Modelle! Den Spießbürger überläuft ein moralisches Grauen, und der angeblich „Wissende" zwinkert verständnisvoll mit den Augen und weiß in Wirklichkeit — nichts. Denn was er vermutet, ist in den meisten, ja in den allermeisten Fällen bestimmt nicht der Fall. Wer das Modellstehen mit irgendeiner sexualen Pikanterie in Zusammenhang bringt, hat nicht die geringste Ahnung, welche enorme Schwierigkeiten auch für den fertigen Künstler das Aktzeichen, das Zeichen nach dem Nackten, bietet. Wer es damit ernst meint, und wer dies nicht tut, ist kein Künstler, dem vergehen vor der Schönheit des menschlichen Körpers und der nie in Gänze zu bewältigenden Schwierigkeit, ihn in seiner Funktion restlos zu beherrschen, alle anderen Gedanken. Wie oft ist es mir in meinen Aktzeichnenkursen schon vorgekommen, daß irgendein Teilnehmer sich anmeldete, in Wirklichkeit, um Nuditäten zu sehen. War der Fall nicht ganz pornographisch hoffnungslos, so genügte bei der Korrektur nur ein ernster Hinweis auf die göttliche Schönheit des nackten menschlichen Körpers und auf die Herrlichkeit seiner mechanischen Funktionen, um den Betreffenden aus den Niederungen seiner Seele zu einem Andächtigen zu machen, der im Modell jetzt nie mehr nur das nackte Weib oder den nackten Mann sah, sondern ein Wunderwerk an Folgerichtigkeit und absoluter Harmonie, wie sie in der Natur kaum ein zweitesmal mehr in dieser Vollendung vorkommt.

Der bildende Künstler, der zugleich auch Lehrer des Aktzeichnens ist, kann tatsächlich noch heute ganz seltsame Sachen seitens des Publikums erleben. Daß man das Modell noch immer auf die unterste soziale und moralische Stufe stellt, ist noch immer nicht auszumerzen. Natürlich ist nicht jedes Modell ein Engel. Wie in jedem Beruf, gibt es auch hier viel Spreu. Und doch! Wie oft hatte ich im Laufe meiner Ateliertätigkeit als Privater und als Kursleiter Gelegenheit, Mädchen und Frauen von untadeligster Haltung als Modell zu besitzen, Frauen, die die Entkleidung und die Annahme der Stellung mit einer derartigen sittlichen Einwandfreiheit vornahmen, daß auch der Prüdeste nichts einzuwenden gehabt hätte. Es sei denn, er sähe im Nackten überhaupt eine Sünde, und mit solchen Menschen kann man nicht rechten. So kann ich tatsächlich nur jeden einladen, unangesagt in einen Aktkurs bei mir zu kommen, und er wird eine schwer arbeitende, in das Thema ganz verbissene Schar von Damen und Herren finden, deren ganze Gedanken nur auf das Zeichnen konzentriert sind.

Nun wird man mir einwerfen, ja, man hört doch schon seit jeher von den Liebschaften der Maler mit ihren Modellen und von mancher recht dunklen Geschichte. Gewiß hat es solche Sachen gegeben und wird sie geben, aber mit dem Begriff Modell als solchem hat das doch nichts zu tun; es sind „Verhältnisse", wie irgendein anderes, und man wird mir daher gestatten, über diesen Punkt nichts Näheres mehr zu sagen, weil ich sonst indiskret werden müßte.

Die Kunstgeschichte kennt zahlreiche Fälle, wo ein Maler oder ein Bildhauer zu seinem Modell in Liebe entbrannte, sie ehelichte, sie entführte oder tolle Jahre mit ihr verbrachte. Die Kunstgeschichte aber kennt auch viele Fälle, wo ein Künstler, scheu und ungewandt im Gesellschaftlichen, glücklicherweise auf ein ethisch hochstehendes Modell stieß, das ihm dann nicht nur Geliebte, sondern auch guter Hausgeist, Förderin seiner Arbeit und Kamerad im besten Sinne des Wortes wurde. Natürlich sind solche Fälle selten, wie alles Besondere. Aber um sie rankt sich dann die Anekdote und verklärt manches, was in Wirklichkeit harter Kampf und Not war. Wie denn das Dasein des bildenden Künstlers viel mehr ein Kämpfen mit zusammengebissenen Zähnen gegen Not und Unverständnis ist, als jenes Schweben in höheren Regionen, wie es das Publikum meint.

Von einigen solchen historischen Modellen will ich nun erzählen. Natürlich liefert die Geschichte der italienischen Kunst schon deshalb das meiste Material, weil in diesem glücklichen Land das Zeichnen nach dem Nackten nie verpönt war, wie es in Deutschland bis in die Zeit Dürers üblich gewesen ist. Damen der Gesellschaft, ja Fürstinnen ließen sich in Italien in göttlicher Nacktheit als Venus oder für irgendeine Allegorie malen und kein Mensch sah etwas dahinter. Im Gegenteil: man beglückwünschte den Maler zu seinem prächtigen Modell und dieses zur Wahl des Malers und zur Pracht der schwellenden Glieder

Da steht am Beginn der venezianischen Hochrenaissance die kaum näher zu fassende Gestalt des großen Farbenzauberers Giorgione. Wenig wissen wir von seinem Leben, gering ist die Zahl der ihm sicher zugeschriebenen Werke, aber von einer leidenschaftlichen Liebe zu einem Modell, der schönen Cäcilia, berichtet die Fama. Der Künstler hatte das Mädchen bei einem Gartenfest kennengelernt, eine tolle Liebe faßte ihn und er opferte sich für das Weib fast auf. Sie aber betrog ihn, und der Maler Giorgione blieb gebrochen zurück. Aber nach einem Jahre kehrte die schöne Ungetreue zurück; doch in die



Aufnahme: Ballé

Nächte einer neuen Leidenschaft brach die Pest und fällte beide binnen zwei Tagen. Kein Bild von Giorgione trägt die Züge der Cäcilia und wir raten hier gerade so herum wie bei der Geliebten Raffaels, die ihm zugleich — wer nähme es ihm übel — auch begehrtes Modell war. Ist es die Fornarina, ist es jene Göttin mit dem herrlichen Rücken in den Amor- und Psyche-Fresken in der Farnesina, ist es das Urbild zur sixtinischen Madonna, wer weiß es? War Raffael wirklich der Schmetterling, der von Blume zu Blume flatterte, oder war auch er ein verbissener Arbeiter, nur umstrahlt von der Grazie einer außergewöhnlichen Begabung?

In die Geschichte des großen Florentiner Malers der Hochrenaissance Andrea del Sarto fällt ein dunkler Schatten. Modell, Geliebte, Dämon, das alte Lied. Sie hieß Lucrezia della Sede und war die Frau eines Florentiner Hutmachers; eine sündige Liebe erfaßte sie zu dem Maler mit dem schönen Haupt, sie kommt in sein Atelier, wird ihm Modell und Geliebte, wird ihm ein Dämon, dem der schwache Küntsler so sehr verfällt, daß er zum Dieb wird. Er unterschlägt Gelder, von König Franz I. von Frankreich zum Ankauf von Kunstwerken geschickt, kommt künstlerisch und seelisch ganz herunter und stirbt, vor dem Aeußersten bewahrt, eines zu frühen Todes. Sie aber verkam irgendwo. In den Uffizien hängt das Bildnis des Künstlers mit einer Frau. Lucrezia della Sede soll es sein, uns erscheinen beide als Menschen von damals und wir können die Erregungen ihrer Nerven nicht mehr verstehen. Daneben Rubens, dieser Vollblutmensch und Vollblutmaler des flämischen Barocks. Seine beiden Frauen sind ihm auch die liebsten Modelle. Zuerst Isabella Brant, die ihm früh an einem tückischen Fieber stirbt, oft gemalt und heiß betrauert. Aber in der jungen Helene Fourment tritt ihm eine neue Schönheit ganz anderer Art entgegen, sie wird Rubens noch als Mädchenmodell (pfui, schreien die Moralisten!) und ist ihm als Frau nicht nur die Mutter seiner oft gemalten Söhne, sondern selbst Lieblingsmodell. In Wien, wo sie nackt, nur mit einem Pelz bekleidet, dasteht, anderswo als Mutter Maria, da als eine Göttin, immer ist es ihr Kopf und ihr tatsächlich „vollschlanker" Körper.

Tragische Schatten umhüllen das Dasein Rembrandts auch in dieser Beziehung. Seine Gattin Saskia malte, zeichnete und radierte der Nimmermüde wiederholt. Mit dem Tod der Frau kam das Elend über den großen Meister und ein einfaches Mädchen aus dem untersten Volke, die Hendrikje Stoffels, wurde dem Einsamen und in Verarmung Lebenden nicht nur illegitime Gattin, sondern auch Modell und der gute Geist des Hauses bis zu dem traurigen, einsamen Tod des großen Meisters.

Wir sind im 19. Jahrhundert. Ein Künstler steht vor uns, den der kontinentale Kunstfreund fast nicht näher kennt und der dennoch ein Großer war: Dante Gabriele Rossetti, der Engländer aus italienischem Blut. Schwer belastet, pathologisch, reizbar und sensibel bis zum Exzeß, ist sein Modell, seine Geliebte und spätere Frau, von ähnlicher Beschaffenheit. Miß Elizabeth Siddal schien mehr einem Hauch gleich, als einem Lebewesen. Und sie verlosch wie ein Hauch, von Rossetti maßlos betrauert und in den schönsten Gedichten der modernen englischen Literatur verewigt. Das Ganze halb spukhaft, halb an das Irrenhaus streifend und voll menschlicher Tragik und künstlerischer Größe. Armer Rossetti! In den Sarg seiner Elisabeth legte er die einzige Abschrift seiner Gedichte und wühlte den Band ganz in das Goldhaar der Toten. Doch nach einem Jahre tiefster Trauer verlangte ihn nach den Dichtungen und er läßt das Grab öffnen. Bei Fackelschein sieht er die geliebte Leiche in der schauerlichsten Verwesung, aber das Haar leuchtet ihm entgegen und dazwischen liegt das Buch. Er nimmt es und bricht halb wahnsinnig zusammen!

Ein deutscher Künstler beschließe diesen bunten Reigen. Anselm Feuerbach, der Stille, Große, der auch schon zum Klassiker geworden ist. Er hinterließ in seinem „Vermächtnis" eines der herrlichsten Bekenntnisbücher eines einsam Ringenden. Und da treffen wir auf die Namen zweier Modelle; beide waren dem Meister auch Geliebte, beide bedeuteten ihm menschlich viel in seinem von den Schatten pathologischer Verzweiflung umdüsterten Leben, und an beiden litt er. Da ist zuerst die Nana Risi, die Frau eines Schuhmachers in der Via del Tritone. So manche Frauengestalt in Feuerbachs Werken trägt den melancholischen, dunklen Kopf der schönen Nana, die Iphigenien, die Madonnen und wie sie heißen, jene schwermütigen Figuren voll innerer latenter Leidenschaft. „Ich habe mich für Liebes bis zum Innersten verschwendet", schreibt Feuerbach an Allgeyer; um so ärger nun trifft den Künstler Nanas Untreue. Er kann diess nie verwinden, und als endlich nach langer Zeit die Frau verarmt zurückkehrt, verleugnet Feuerbach sie. Im Elend verläuft der Schluß ihres Lebens. Lucia Brunacci heißt ihre Nachfolgerin. Auch sie eine dunkle Schönheit, doch viel rassiger, leidenschaftlicher, das Modell für die Medeen. Medea mit dem Dolch, Medea am Strande, es ist Lucias Kopf, es sind Lucias heroinenhafte Glieder. Lange Jahre überlebte die Brunacci den stillen Meister. Hochbetagt starb sie erst 1910 als Witwe des Wirtes Giuseppe Preti, dem sie einst entlaufen war. Auch sie also; das alte Lied: Entlaufen, Geliebte, Unentbehrliche und dann ein Ende irgendwo. Ist das ein Schicksalslauf, der gerade nur jenen Frauen eignet, die Modell waren? Oder ist es einfach menschlich?

Aufnahme: Silvanus

Erlebnis

In einem Seekurort spielte sich im Sommer ein Vorfall ab, der viel besprochen wurde: Herr und Frau M. die in einer bekannt unglücklichen Ehe lebten, boten den Anlaß. Frau M. war nämlich in Gefahr gewesen, zu ertrinken, und ihr Gatte hatte sie gerettet. Am Tage nach diesem Vorfall saß eine Gesellschaft, der auch ein bekannt boshafter Schriftsteller angehörte, im Seehotel und besprach die Geschichte. „Es war sehr aufregend", erzählte Frau R., die mit im Boot gewesen war. „Wir waren sechs Personen und sehr vergnügt. Wie wir schon mitten im See waren, beugte sich Frau M. zu weit über den Bootsrand, verlor das Gleichgewicht und fiel ins Wasser. Und im selben Augenblick sprang Herr M. seiner Frau, die er doch, wie wir alle wissen, beinahe haßte, nach und rettete sie..... Wie erklärt man das?"

„Sehr einfach", warf der boshafte Autor trocken ein. „Ich habe immer behauptet, daß M. ein sehr geistesgegenwärtiger Mensch ist....."



Aufnahme: Ballé

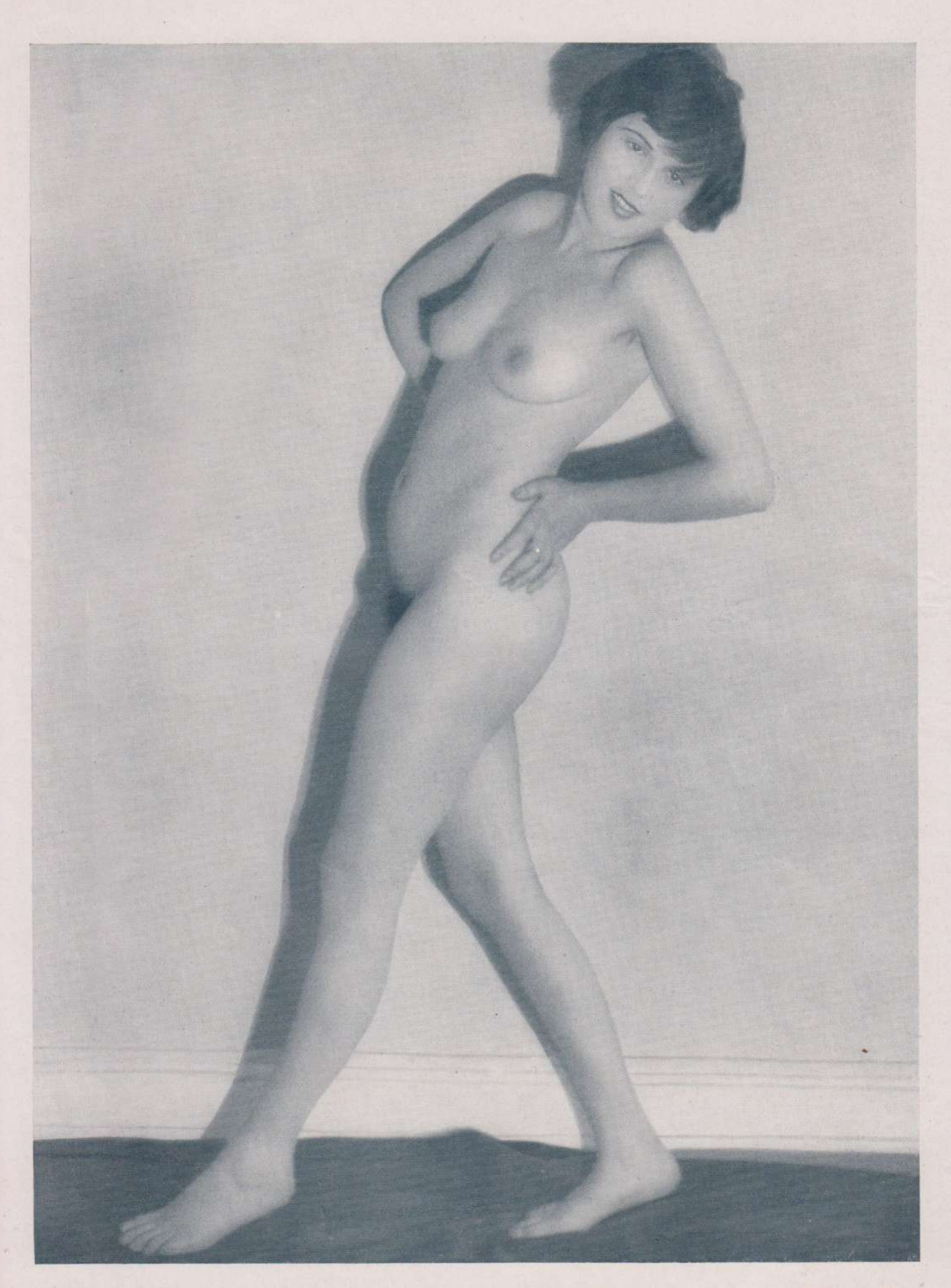


Aufnahme: Zwillsberger

Maria Michailowna / Robert Martin

Skizze aus der Zeit der russischen Gegenrevolution

„Wie? Du kanntest die Frau des Ataman schon von früher her?" fragte Arseni Dimitritsch, der athletisch gebaute Küchenchef der Sobranje, die Geschirrspülerin Anastasia Nikolajewna. — „Ich kannte sie in der Tat", entgegnete jene und fing an zu erzählen: „Es mag nun etwa 5 Jahre her sein, — mein Gott, was hat sich inzwischen nicht alles zugetragen! — da war ich noch eine berühmte und gefeierte Künstlerin. Meine Truppe gastierte damals in einem Zirkus, welcher die Hauptstädte der Mandschurei bereiste und zu eben jenem Zeitpunkte, von dem ich erzählen will, in der großen Weltstadt Charbin Abend für Abend sich des andrängenden Publikums kaum erwehren konnte —, so glänzend war das Programm, das wir bieten konnten, denn der Direktor hatte sich auf allen Gebieten die besten Kräfte verpflichtet." — „Und Du, was warst Du damals, Nascha?", fragte Arseni Dimitritsch. „Warst Du Kunstreiterin oder Seiltänzerin oder was sonst?" — „Nichts dergleichen, Arseni Dimitritsch. Ich war eine ernste Künstlerin, war Sängerin und Tänzerin. Unsere Truppe war stets eine Hauptattraktion, denn wir sangen unsere russischen Volkslieder und tanzten unsere russischen Tänze nach den Klängen der Balaleika. Doch nicht von mir will ich jetzt erzählen, sondern von Maria Michailowna, der hohen Gemahlin des allmächtigen Ataman Semjonoff. Zu jener Zeit nämlich kam zu uns ein junges Mädchen, ein zartes, bleiches Kind — ganz deutlich und klar, als wäre es erst gestern gewesen, sehe ich sie noch vor mir stehen, die arme kleine Maria Michailowna. Wir gaben ihr gleich zu essen, denn sie war halbohnmächtig vor Hunger und Schwäche, das arme Ding. Arm war sie, arm, arm, arm! Ein dünnes, verwaschenes, weißes Kleidchen, in der Hand ein kleines Bündel mit allerlei Nichtigkeiten und Andenken an ihr verstorbenes Mütterchen — das war alles, was sie mitbrachte. Und sie wollte Künstlerin werden! — Der Direktor lachte sie aus, als sie ihm ihre Bitte vortrug. — „Ich kann aber doch singen und tanzen", bat sie ihn unter Tränen. „Mein Mütterchen, das vor wenigen Tagen erst die Augen zum ewigen Schlummer schloß, schickt mich hierher. Sie ist bei Gott, dem Allmächtigen. Ihre letzten Worte waren: „Gehe dort hin, mein liebes Kind. Deine Kunst, die Dir Gott geschenkt, wird Dir den Weg zum Glück bereiten. Ich sterbe ruhig, denn du wirst glücklich werden — ich weiß es bestimmt. „Nun bin ich hier — wollen Sie sich dem Wunsche der Toten widers tzen?" - Ich war dabei, als sie es dem Direktor sagte. Mir traten die Tränen in die Augen, als sie dies sagte, mein Gott, das arme liebe Ding. Der Direktor war auch etwas unsicher geworden, versteifte sich aber dann auf seine Weigerung: sie habe ja nichts Rechtes anzuziehen, auch sei sie viel zu schwächlich für die Anstrengungen des Singens und Tanzens. Ich erbot mich sofort, ihr meine Garderobe zur Verfügung zu stellen, allein sie dankte dafür; sie wolle so auftreten, so wie sie hier stehe, in ihrem weißen Waschkleidchen. Da kam mir ein Gedanke: ich bat den Direktor, er möge sie gewähren lassen — nach all dem Prunk und der Pracht, die dem Publikum bei unseren Vorstellungen geboten würden, sei dieses rührend einfache Kind einmal etwas Anderes, etwas Neues — und somit eine Attraktion. Sie solle deshalb nicht in unserer Truppe, sondern allein auftreten und zwar etwa nach dem zweiten Drittel der Darbietungen, wenn das Publikum von all dem Gesehenen schon etwas übersättigt sei. — Durch diese Darlegung gelang es mir, den Direktor umzustimmen, und er erlaubte, — mit allem Vorbehalt natürlich — daß Maria Michailowna auftreten dürfe. Diese Freude, sage ich euch, als ich ihr mitteilte, daß sie auftreten dürfe! Noch an demselben Abend wollte sie vors Publikum treten . . . allein, ich ließ es nicht zu. Sie war ja noch zu schwach, das arme Kind. — Tag und Nacht hatte sie ihre kranke Mutter verpflegt, hatte all ihr Hab und Gut verkauft, um die Schulden für Arzt und Arzneien, die Kosten des Leichenbegängnisses bezahlen zu können. Und dann hatte sie sich zu uns durchgehungert. Ich habe sie deshalb zuerst einmal in mein Bett geholt und sie zwei Tage lang ausruhen lassen. Daß wir es dabei auch nicht an reichlichem Essen fehlen ließen, könnt ihr euch denken — jeder brachte ihr die besten Leckerbissen, denn wir hatten sie alle schon vom ersten Augenblicke an liebgewonnen. Nur aß sie uns nie genug — wie ein Vögelchen nippte sie von allem. Nun am dritten Tage war sie nicht mehr zu halten und da ließen wir sie eben auftreten. Sie war wunderbar ruhig, ganz im Gegensatz zu uns, die wir furchtbar um sie in Sorge waren —, der Direktor vor allem befürchtete ein klägliches Fiasko und wollte mich für alles verantwortlich machen. Es kam aber ganz so, wie ich es vorhergesagt hatte: das Publikum war zuerst erstaunt, dann aber lauschte alles voll Aufmerksamkeit dem einfachen Volksliedchen, welches Maria Michailowna mit ihrem so lieben, aber leider sehr wenig tragfähigen Stimmchen dort in der Mitte der Arena sang. Sie sang und ihre ganze Seele, ihr kindlich reines Herz klagte in diesen schwermutsvollen Wesen das Lied der jungen Waise vor all diesen fremden Menschenherzen. Als sie dann endete, herrschte mehrere Minuten Totenstille — dann brach der Beifall los, ein Beifall, wie er noch keiner unserer Attraktionen in diesem Ausmaße zu teil geworden war. Die Damen in den vorderen Logenplätzen erhoben sich und sprangen auf sie zu, um sie unter Tränen und Küssen zu umarmen. Maria Michailowna war halb ohnmächtig. Das Publikum auf den Rängen und Galerien war wie toll: „Da capo! Da capo!" dröhnte es von allen Seiten. Der Beifall peitschte ihr neue Lebenskraft in die Adern — rasch hatte sie sich erholt und erschien dann wieder frisch und elastisch in der Arena, aus der wir und die Damen vom Publikum sie soeben hatten beinahe wegtragen müssen. Sie blickte um sich und sogleich herrschte wieder Totenstille im ganzen Hause. Und dann tanzte sie und sang dazu — wie im Traume bewegte sie sich und jeder Klang ihrer Worte ward Rhythmus und Bewegung. Wiederum verlangte das Publikum stürmisch „Da capo!", allein ich hatte inzwischen den Direktor in Bearbeitung genommen und dieser trat infolgedessen vor und hielt eine kleine Ansprache an das geehrte Publikum, er schilderte in kurzen Zügen das rührende Schicksal des jungen Mädchens und bat, ihre zarte Gesundheit zu schonen und in Berücksichtigung dessen auf ihr nochmaliges Auftreten heute Abend Verzicht zu leisten. Das Publikum beruhigte sich und das war gut, denn Maria Michailownas Kräfte waren vollkommen erschöpft. Wir pflegten sie und bemühten uns um sie, sie selbst riß alle ihre Energie zusammen und am folgenden Abend konnte sie richtig wieder auftreten — wieder mit demselben großen Erfolg. Der Direktor engagierte sie natürlich und zwar mit einer sehr guten Gage, die selbstverständlich immer noch nicht zur Beschaffung der notwendigen Garderobe ausreichte. Wir mußten uns ja alle unsere Garderoben und unseren Schmuck nebenher erwerben — mir persönlich hat es ja nie an Gönnern und Verehrern gefehlt und meine Ausstattung war fürstlich —, allein Maria Michailowna wollte davon nichts wissen. Als ich sie einmal mit reichen Gönnern bekannt machen wollte, lief sie mir davon — so war sie! Nichtsdestoweniger liebte ich sie sehr und sie mich ebenfalls; sie erfüllte mir jeden Wunsch, den sie mir von den Augen ablesen konnte, bis auf, — wie gesagt — eben jene Sache. Ich warnte sie immer. „Maria Michailowna" sagte ich mehr als einmal zu ihr, „du kannst nicht immer so allein und ohne Stütze weiterleben. Wenn Du glaubst, daß Du Abend für Abend dich dem Publikum in deinem armseligen Kleidchen zeigen dürfest, so befindest du dich



Aufnahme: Ballé

im Irrtum. Das Publikum ist unersättlich in seiner Gier nach Abwechslung und wird deiner bald überdrüssig sein, wenn du dich ihm nicht immer wieder in neuer Gestalt zeigst. Dann wird der Beifall ausbleiben, der Direktor wird dir kündigen und du wirst, um nicht verhungern zu müssen, alsdann mit jedem Beliebigen Vorlieb nehmen müssen, während du jetzt, umrauscht von Erfolgen, unter den Besten wählen und dir eine glänzende Existenz auf diese Weise sichern kannst.“ Es half aber alles nichts, Maria Michailowna ließ sich in dieser Sache niemals bereden. Ich kam bald darauf weg, denn ich heiratete einen meiner treuesten Verehrer, den Besitzer eines großen Dampfsägewerks in der Nähe von Omsk, welcher mir bis hierher nachgereist war. Es war mein Unglück, denn mein Mann fing immer ärger an zu trinken und starb vor einem Jahr im Delirium. Ich habe Furchtbares mit ihm durchmachen müssen, alles vertrank er, nur ein kleines Kapital außer dem Sägewerk verblieb mir, als er endlich starb. Ich habe es dann allein bewirtschaftet und auch glücklich wieder hochgebracht, bis . . .“ „nun bis . . ?“ fragte Arsenti Dimitritsch gespannt. —„Bis ich so dumm war, vor den Bolschewiken davon zu laufen.“ — „Haha, wer hat Dich denn dazu beredet, Du Närrin?“ lachte der Koch. — „Die Koltschakoffiziere, welche bei mir im Quartier lagen. Sie erzählten schreckliche Geschichten, daß die Bolschewiken alle Leute umbrächten und zu Tode quälten und sonst eben noch vieles Entsetzliche. Ich wollte es nicht glauben und trotzdem auf meinem Besitztum bleiben, allein als General Ewert mit der roten Armee gegen Omsk vorrückte und alle, die zu Koltschak hielten, panikartig Omsk verließen und gen Osten flüchteten, da zwangen mich die Offiziere fast mit Gewalt, ebenfalls zu fliehen — und jetzt bin ich hier in Tschita, ein mittelloser Flüchtling, arm — ach ärmer noch als damals Maria Michailowna war als sie zu uns kam. Bei 50 Grad Kälte muß ich froh sein, daß ich mit noch sechs anderen armen Flüchtlingsfamilien zusammen in einem Viehwagen auf dem Güterbahnhof wohnen und schlafen darf. Aber ich darf nicht klagen — habe ich doch jetzt hier bei Euch mein tägliches Brot gefunden, und Arbeit — als Geschirrspülerin.“ — „Schlechter hätte es Dir bei den Bolschewiken auch nicht gehen können“, brummte der Koch. — „Das glaube ich auch“, nickte Anastasia Nikolajewna. „Die Bolschewiken, habe ich mir schon immer gedacht, sind ebenso russische Menschen wie wir und können deshalb sicherlich nicht so schlecht sein, wie ihre Gegner sie schildern.“ — „Nein, nein“, rief der Koch, „es sind die besten Menschen. Echte russische Menschen sind es, Menschen nach unserem Herzen. Glaube mir, Nascha“, er neigte sich zu ihrem Ohr hin und sprach mit gedämpfter Stimme: „ich bin Bolschewik Ich, ja ich“ schrie er und schlug sich mit der Faust auf die gewaltige Brust, das es dröhnte, „ich, der erste Koch der Sobranje des Monarchisten - Atamans Semjonoff. Und sie alle, die Du hier um Dich siehst, Russen, Deutsche, Magjaren, Oesterreicher und Chinesen sogar, alle denken sie wie ich. Wir alle warten hier voll Sehnsucht, bis sie endlich von Irkutsk herüberkommen und uns erlösen von dieser Schrekkensherrschaft und diesen Makakas, diesen Japanern, die Gott furchtbar strafen möge für alles das Böse, das sie uns Sibiriern nun schon länger als ein Jahr zufügen. Der Ataman selbst ist ja kein so schlechter Mensch — persönlich wenigstens. Den Verrat an seinem Vaterlande freilich und alle die furchtbaren Verbrechen, die täglich in seinem Namen verübt werden — die verzeihe ihm Gott, wenn der es vermag — ein Russe, ein echter Russe kann es nicht!“ Dumpf brütete Arsenti Dimitritsch vor sich hin, dann fuhr er wieder fort „Und doch: was wäre erst aus Grigori Semjonoff geworden, wenn ihm nicht Gott in seiner unerforschlichen Güte einen Engel beigesellt hätte: Maria Michailowna. Ja, wahrhaftig: sie ist sein Engel. Wenn sie nicht wäre, wie wäre es überhaupt dann hier noch zu ertragen? Im Spätherbst 1918, als der Ataman in Tschita einrückte und sich zum Diktator des fernen Ostens machte — in Wirklichkeit ist er ja weiter nichts, als ein Hampelmann in den Händen unserer Bedrücker und Ausbeuter, der verfluchten Japaner — damals also, vor mehr als einem Jahr, ließ er jeden, der ihm als Bolschewik denunziert wurde, in den Turm werfen. Ein sogenanntes Kriegsgericht wurde eingesetzt, das weiter nichts zu tun hatte, als täglich die Namen von 50 Verurteilten auf die Totenliste zu schreiben und diese summarischen Todesurteile dem Ataman zur Unterschrift vorzulegen. Jeden Tag fuhren Lastautos vor dem Turm vor, die Namen der Verur-

Aufnahme: Zwillsberger

teilten wurden verlesen, diese mit Stricken umschnürt und aufs Auto geworfen. Dann gings in sausender Fahrt hinaus in irgend ein Waldtal des Jablonoigebirges. Zuerst verrichteten Kosaken dort Henkerdienste — bald aber weigerten sie sich, noch weiterhin diese entsetzlichen Dienste zu leisten. Hierauf betrieb man's einige Zeit mit chinesischen Söldnern — aber nach einiger Zeit weigerten sogar diese, angewidert durch die verübten Scheußlichkeiten, den Dienst. Und nun müssen eben die Herren Semjonoff - Offiziere eigenhändig sich als Henker betätigen — und sie tun's mit Vergnügen, kann ich Dir versichern. Mehr als 10000 Menschen sind jetzt bereits — seit einem Jahr, bedenke! — durch Richterspruch hier in Tschita, ohne Verhör und Verteidigung abgeschlachtet worden. Wieviele Tausende außerdem durch die Geheimorganisation und auf den Panzerzügen unter namenlosen Qualen langsam zu Tode gemartert wurden — das weiß Gott allein. — Und inmitten dieser Hölle entmenschter Teufel lebt ein Engel — Maria Michailowna. Als sie zum erstenmal bemerkte, daß Semjonoff Todesurteile unterschrieb, da warf sie sich ihm zu Füßen und flehte ihn unter Tränen an, die Urteile zu zerreissen und ihr zu versprechen, künftig niemals mehr ein Todesurteil zu unterschreiben. Als Semjonoff sich weigerte mit den altbekannten, abgedroschenen Phrasen dieser Herren von Gottes Gnaden sich ins Recht zu setzen suchte, zerriss sie ihm einfach die Todesurteile und warf sie ins Feuer, seinem Zorn mit Verachtung trotzend. Und nun fing sie jeden Tag den Kurier des Gerichts ab und vernichtete die Todesurteile, ehe der Ataman sie zu Gesicht bekam. Dem Ataman, der sie leidenschaftlich liebt, versagte sie sich während dieser Zeit so lange, bis er ihr schwur, niemals mehr ein Todesurteil zu unterschreiben. — „Ah, wie wunderbar! Jetzt werden also keine Menschen mehr abgeschlachtet." — Jetzt leider schon wieder. Denn die Offiziere murrten, als man sie so um ihr Vergnügen betrog. Sie traten hin vor den Ataman, und fragten ihn, ob er noch weiterhin ihr eiserner Ataman sein wolle, oder aber, ob er es vorziehe, sein Leben als Sklave eines Weibes zu beschließen. Es war eine Szene, ähnlich wie mit Stenka Rasin* weist Du. Der Ataman, dadurch eingeschüchtert, übertrug seine gerichtliche Vollmacht an seinen ersten Minister, den General Aphanasieff und der unterschreibt jetzt wieder fleißig Todesurteile. Allein wir alle hoffen, daß Maria Michailowna auch noch mit Aphanasieff fertig werden wird. Maria Michailowna hat inzwischen das schöne große Haus, das der Ataman ihr schenkte, in ein Asyl für die Waisen der Hingerichteten verwandelt. Dort verbringt sie jede freie Stunde und spielt mit den unglücklichen Kindern, als wäre sie selbst noch ein Kind. Und alles, alles schenkt sie den Armen. Kein unglücklicher Mensch, der sich ihr bemerkbar machen kann, geht unbeschenkt von ihr weg. Drum denke ich, solltest auch Du, Nascha zu ihr hingehen und sie an deine früheren Liebesdienste erinnern. Ich bin überzeugt, daß sie Dich fürstlich beschenken würde — und Deine Not hätte ein Ende. Du könntest wieder in einem schönen Hause wohnen, brauchtest nicht mehr unser schmutziges Geschirr zu spülen, könntest . . . —

„Nein, nein, niemals! Was redet ihr da, Arseni Dimitritsch," rief Anastasia aufspringend. „Lieber noch Hunger sterben als das". — „Aber weshalb denn, Nascha?" — „Nein das tu ich nicht . . . " „Aber bedenke doch, Nascha. Ich verstehe nicht . . . " — „Wie? Ihr könnt dies nicht verstehen? — Arseni Dimitritsch, ich kenne euch nun schon so gut, daß Ihr mir nicht mehr weiß machen dürftet, Ihr könnet dies nicht verstehen" lächelte Nascha und in ihren Augen schimmerte es feucht, „Ihr, das weiß ich genau, würdet in meiner Lage ebensowenig zu der Frau des Ataman hingehen, wie ich es nicht tun werde. Oder glaubt Ihr, ich wolle für das, was Gott mich einst an Maria Michailowna Gutes tun ließ, jetzt gleich einem Wucherer Zinsen und Zinseszinsen einfordern? Was ich tat, tat ich um Christi Willen und mehr als tausendfachen Lohn erntete ich schon damals in meinem Herzen, und nun erst, welch eine Gnade des Himmels widerfuhr mir doch, daß ich, die armselige, sündhafte Nascha, dem tröstenden Engel meines schwergeprüften Volkes in dem entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens zur Seite stehen durfte, daß sie, die alle hier gleich einer Heiligen verehren, einst todesmatt in meinem Bette ruhte und von meinen Händen pflegen und nähren ließ. Und dieses Glücksgefühl, Arseni Dimitritsch, ist mein Reichtum, ist mehr als all die toten Nichtigkeiten, die ich in Omsk zurückließ. Und um diesen meinen Reichtum nicht auch noch zu verlieren, deshalb, hört Ihr,

Fortsetzung Seite 214



Aufnahme: Hans Eder, München

*) Stenka Rasin, Kosaken- und Räuberhauptmann, russischer Volksheros, lebte an der unteren Wolga, verliebte sich in eine von ihm geraubte persische Prinzessin und wurde dieserhalb von seinen Raubgesellen zur Rede gestellt. Er opferte seine Liebe der Pflicht u. stürzte die Prinzessin von einem hohen Felsen in die Wolga hinab.



Aufnahme: Silvanus



Aufnahme: Silvanus

darf Maria Michailowna kein Wort davon erfahren, daß ich hier bin. Den ich würde in meinem Herzen ärmer als ein Bettler, wenn Maria Michailowna die Schätze meiner Wohltat durch Ihre überreichliche Wiedervergeltung rauben würde. Zudem: es ist ja garnicht der Rede wert, was ich für sie tat. Sie selbst, ihre Lieblichkeit, ihr kindliches Herz, verschafften ihr ja damals ihren ersten Erfolg. Später aber, als sie Hilfe hätte dringend brauchen können, da war ich fern von ihr in Omsk und zwei Fronten machten jeden schriftlichen Verkehr unmöglich." — „Wann war das? — „Im Sommer 1918."— „Ach damals, als die deutschen und ungarischen Kriegsgefangenen Sibirien beherrschten? — „Ja, eben damals. Semjonoff, damals noch einfacher Kosaken-Oberst, organisierte in Charbin eine Armee aus russischen Offizieren und chinesischen Kulis, un Sibirien von der Herrschaft seiner eigenen Kriegsgefangenen zu befreien. Er wohnte, jederzeit abfahrtbereit, in seinem Salonzug, der auf dem Bahnhof von Charbin stand Maria Michailowna war zu eben jener Zeit in Not, in sehr schwerer Not. Es war ihr ebenso ergangen, wie ich ihr prophezeit hatte: Das Publikum, launisch und neuerungssichtig, hatte sich an ihr satt gesehen und der Direktor hatte ihr infolgedessen gekündigt. Da stand sie nun auf der Strasse, hilflos und verlassen, denn meine Truppe hatte schon längst anderwärts ein Engagement angenommen, während die Anfängerin Maria Michailowna unentwegt in demselben Zirkus weitergespielt hatte. In dieser schlimmen Lage traf sie ein General der „Besonderen Mandschurischen Abteilung" des Atamans Semjonoff. Der kannte sie vom Zirkus her, nahm sie mit zum Abendessen und daraufhin, da er schon ziemlich angeheitert war, schleppte er sie mit Gewalt, trotz ihrer Gegenwehr, in den Salonzug des Atamans, in welchem auch der General wohnte. Sie mußten hierbei durch das Arbeitskoupée des Atamans, in welchem jener, trotz der vorgerückten Stunde noch über seinen Kriegsplänen brütete, Und da geschah das Wunderbare: Der Ataman hatte kaum in die angstvoll und flehend auf ihn gerichteten Augen Maria Michailownas geblickt, da fuhr er plötzlich auf, stieß mit seiner Riesenkraft den General zurück, daß der zu Boden fiel, und riss Maria Michailowna in seine Arme. Und von diesem Abend an ließ er sie nicht mehr von sich. Sie wurde die Frau seines Herzens, denn die Kosakin, welcher Semjonoff einst schon als Knabe auf seiner Stanitze angetraut worden war, lebt immer noch draussen auf ihrer Stanitza und alle Welt hält Maria Michailowna für die rechtmäßige Gemahlin des Diktators des fernen Ostens." — „Glaube das nicht, Nascha," unterbrach sie Arseni Dimitritsch. „Auch ich weiß von jener Kosakenfrau und noch viele hier in Tschita wissen davon. Sie ist auch sogar einmal hier in Tschita gewesen, um ihren Mann sehen und vor allem, um Maria Michailowna kennen zu lernen. Letztere war voll Liebe und Ehrfurcht ihr gegenüber und erbot sich, sofort vor den älteren Rechten der angetrauten Gattin zurückzutreten. Allein das unwissende, häßliche Kosakenweibchen fühlte selbst ihre Nichtigkeit gegenüber der strahlenden Sonne Maria Michailowna, so daß sie der letzteren Glück und Segen wünschte und, unter Verzicht auf alle ihre Rechte, stille wieder in ihr Dorf zurückging. Und das war gut so. Denn seht was ist eine Ehe, die der Poppe zusammenkoppelte verglichen mit der Ehe Semjonoffs und Maria Michailownas, die Gott selbst damals stiftete, als er dem Sünder Grigori Semjonoff seinen Engel sandte? Doch horch! Hast Du es . . . da schon wieder . . das Auto des Atamans! Nur seine Auto-Huppe hat dieses Wagner-Motiv. Er ist vorgefahren. Nun aber an die Arbeit, denn jetzt ist's vorbei mit unserem Mittagsplauderstündchen." Kaum hatte er ausgesprochen, so stürzte atemlos der Leiter der Sobranje, ein Oberstleutnant der Semjonoff-Armee in die Küche herein: „Maria Michailowna ist vorgefahren!" keuchte er. „Arseni Dimitritsch nun zeig, was wir vermögen! Das Beste, sag ich Dir, das Allerbeste. Und Ihr", schrie er die herumstehenden Köche, Kellner und Geschirrspüler an, alle an die Arbeit Denn wo Maria Michailowna ist, da ist ganz Tschita. Da wird es alle Hände voll zu tun geben." Dann besprach er rasch mit dem Geschäftsführer, einem deutschen Kriegsgefangenen, die jetzt zu ergreifenden Maßnahmen, während ringsum ein furchtbarer Tumult tobte. Alles rief sich



Aufnahme: Prof. Seidenstücker



Aufnahme: Ballé

den Namen Maria Michailownas zu. In trunkener Begeisterung ihre gezückten Degen schwingend, stürmten die Kosaken-Offiziere die Treppe der Sobranje herab und hinaus auf die Straße. Dort hielt das Auto des Atamans. Eine Gestalt in einem ungeheuren Mantel aus kostbaren Blaufuchsfellen gehüllt, entstieg demselben — es war Maria Michailowna. Kaum hatte ihr Fuß die Erde berührt, da streckten sich schon alle Arme nach ihr aus und unter nicht endenwollenden Hurra-Rufen trugen sie die Offiziere auf ihren Händen hinauf in den großen Speisesaal der Sobranje. Das Orchester spielte den „Marsch des Ataman Semjonoff". Autos und Droschken brachten ununterbrochen neue Gäste und aus hunderten von Kehlen klang es immer wieder: „Da strastwujet Maria Michailowna!" — „Es lebe Maria Michailowna!"

Jahre sind seitdem vergangen. — Ein Träumer war Grigori Semjonoff, der Feldhauptmann der sibirischen Kosakenschaft, der, von Japan abgesehen, unumschränkter Herrscher über das gewaltige Gebiet des Fernen Ostens vom Baikalsee bis zum japanischen Meer, jawohl ein Träumer und Phantast war jener bärenstarke Halbasiate aus dem Volke der Burjaten, dem Volk, welchem einst der große Dschingis Chan entsproßt war. Noch wie heute sehe ich ihn vor mir, wie er damals bei dem großen Kosakenreichstag in Tschita im engvertrauten Kreise seiner Stanitzschniki, seiner Verwandten und Dorfgenossen, über seine Ziele und Pläne sprach. Die Japaner, sagte er, die treuesten aller Freunde, werden mir helfen; — zweifellos — denn sie forderten als Lohn für die Hilfe ja weiter gar nichts als Sibirien bis zum Ural. — Alsdann, so meinte er, werde ich dem Antichrist, der jetzt mit des Teufels Hilfe sich unseres Mütterchens Rußland bemächtigt hat, den Kopf zertreten und an der Spitze meiner rechtgläubigen Kosaken ins heilige Moskau einziehen. — „Und dann," so sagten seine Anhänger, „wird Grigori der erste Zar aus der Dynastie der Semjonoff." — Ja, davon träumte er, der Ataman. In Moskau aber, da wird er Maria Michailowna vor aller Welt zu seiner Zarin machen, denn war je ein Weib auf Erden königlicher als sie? War je eine würdiger, die Stammutter des Geschlechts der heiligen Zaren zu werden als sie, die herrliche Maria Michailowna, diese Inkarnation der Seele des russischen Volkes? — Armer Grigori Semjonoff! Der böse Antichrist war stärker als Du, rechtgläubiger Kosak. Seine Armee vernichtete zuerst deinen Nebenbuhler, den für die Interessen Frankreichs tätigen Admiral Koltschak. Japan stand kampfbegierig am Baikal und es hätte Belials Heer sicherlich besiegt, hätte Dir vielleicht sogar die Tore Moskaus geöffnet, — denn der schlimme Gegner mußte damals seine ganze Kraft gegen Polen richten —, wenn, ja wenn — armer Ataman — dich und deine Japaner nur nicht die noch weit gefährlichere Waffe jenes Satanas, seine Diplomatie, einfach kaltgestellt hätte. Und das kam so: die rote Armee gab keinen Schuß gegen die Japaner ab, so sehr diese auch provozieren mochten. Dagegen sammelten sich allenthalben in den Wäldern irreguläre Banden, fielen hier und dort über die Bahnlinie, über Ortschaften und japanisch-semjonoff'sche Heerlager her und machten den Japanern und ihrem Schützling das Leben in Transbaikalien zum Ekel. Der Ataman versuchte in Unterhandlungen mit dem Kutuchtu, dem reinkarnierten Gott der Mongolen, ein großmongolisches Reich unter Japans Protektorat zu schaffen. Der Antichrist erfuhr's anscheinend, schloß ein Bündnis mit China und schon rückten, von Norden die Roten, von Süden die Chinesen mit starker Macht gegen Urga vor. Wieder also war ein Traum zunichte. Nun gab Semjonoff alle Hoffnung auf; er erwachte aus seinen Träumereien und dachte jetzt nur mehr als vorsorglicher Mann an die Sicherstellung seiner Zukunft. Zug um Zug, mit dem Kostbarsten beladen, das der Ataman in seiner fast zweijährigen Regierungszeit hatte zusammenbringen können, fuhr er unter dem Schutz der Panzerzüge ins sichere Ausland. Auch Maria Michailowna, trotzdem sie bei Semjonoff in Tschita hatte bleiben wollen, wurde nach Charbin geschafft. Semjonoff folgte, als seine Rolle ausgespielt war, nach einiger Zeit nach. In Transbaikalien nämlich hatte die Sowjetdiplomatie inzwischen einen politisch unanfechtbaren Pufferstaat geschaffen, die „Republik des Fernen Ostens", deren Regierung den Ataman und die Japaner vollkommen ignorierte, sodaß schließlich auch die letzteren nicht mehr das gute Geld dem schlechten nachwerfen wollten und sich verdrückten. Semjonoff, vielleicht jetzt unzufrieden mit seinen gelben Freunden, ging zur Konkurrenz, zu den Amerikanern. Allein in New York wurde er von den früher in Sibirien kämpfenden Amerikanern in einen ungeheuren Skandal verwickelt; sie warfen ihm vor, daß er zehntausende unter unerhörten Scheußlichkeiten habe hinrichten lassen, daß er sein Vaterland den Japanern verraten und verkauft habe und ähnliche Kleinigkeiten, konnten aber mit Demonstrationen und Zeitungsartikeln nichts ausrichten, bis festgestellt wurde, daß er auch die Waren einer amerikanischen Firma habe mitlaufen lassen. Dafür mußte er natürlich nach Sing-Sing und diese Sache kostete ihn rund eine Million Dollar, die er seinen erstklassigen Verteidigern und als Kaution zahlen mußte. Und nun soll in einer Zeitung gemeldet worden sein, der Ataman Semjonoff habe bei dem großen Erdbeben in Japan seinen Tod gefunden. Arme Maria Michailowna, du Engel Deines Volkes in Transbaikaliens furchtbarsten Schreckenstagen, hast auch Du dabei Deinen Tod gefunden? Bist Du wieder zurückgekehrt zu den himmlischen Heerscharen oder wandelst Du noch unter trostbedürftigen Menschen gnadenspendend einher, wie damals zu den Zeiten Deines Glanzes? Ach vielleicht bist Du jetzt wieder so arm, wie damals, als Dein Schicksal Dich dem Ataman in die Arme führte, wenn ein Mensch arm sein kann, der so reich ist an Liebe, wie Maria Michailowna.

Schade, daß auch diese wehmütige Erinnerung enden muß wie ein Heinesches Gedicht. Aber nein, das was ich vor einiger Zeit als Neuestes von Maria Michailowna las, ist vielleichter noch trauriger und wehmütiger, als wenn sie entsagend in Schönheit gestorben wäre. Doch ich will mich jeden Urteils enthalten und will ohne Kommentar wiedergeben, was in der Presse von der Frau des Atamans Semjonoff zu lesen war:

Not russischer Emigranten als Verführerin. Die Gemahlin des bekannten russischen Generals Semjonoff wurde am Donnerstag in Paris wegen Unterschlagung verhaftet. Unter dem Vorwand, sie befinde sich in Geldverlegenheit, lieh sie sich auf verschiedene Schmucksachen Geld. Wie es sich nachher herausstellte, waren ihr diese Schmucksachen von dritter Seite anvertraut worden.

Kleine Geschichten

Der kleine Kurt hat zum Geburtstag eine ganze Menge Geschenke bekommen, darunter auch ein sehr schönes und interessantes Rätselwerk, das auch Erwachsene beschäftigen kann. Am Abend sitzt auch richtig die ganze Familie um den Tisch und bemüht sich, gewisse Zahlenrätsel zu lösen. Als es ihnen zu schwer wird, wenden sie sich an den Vater, der sich nicht beteiligt hatte. „Möchtest du dich nicht auch am Zahlenraten beteiligen?" fragt die Mutter. „Hör' mir auf mit Zahlenraten", brummt der also Apostrophierte, „mir geht so schon den ganzen Tag das Ratenzahlen durch den Kopf."

*

Von dem großen Schauspieler Ludwig Devrient wird erzählt, daß er wegen seiner Genialität und seines Ruhmes bei seinen Kollegen nicht eben beliebt war. Einmal wollte ihm einer der Mitspielenden etwas Kränkendes antun und sagte ihm nach der Vorstellung: „Haben Sie bemerkt, verehrter Kollege, daß die Galerie Ihnen heute fast gar keinen Beifall gespendet hat?" Devrient war aber nicht nur ein großer, sondern auch ein sehr schlagfertiger Schauspieler und erwiderte gelassen: „Das wundert mich nicht. Ich bin ja auch ein Schauspieler e r s t e n Ranges . . .!"

*

Zwei lustige Wortspiele aus der letzten Theaterwoche: Erich Wolfgang Korngold hat sich bekanntlich ein Haus im Cottage gekauft, da ihm die bisherige Mietwohnung in der Stadt zu klein geworden ist. Natürlich sind in dem Hause allerlei Reparaturen nötig und die Handwerker gehen da ein und aus. Vor ein paar Tagen kam Korngold aus einer „Rheingold"-Probe der Oper heim und fragte seine Frau ob der Hafner schon dagewesen sei: in Gedanken aber noch ganz mit seinen musikalischen Eindrücken beschäftigt, leistete er sich folgendes charakteristisches „Versprechen": „Sag mal, ist der Fafner heute gekommen, wie er versprochen hat?"

Der andere Scherz, eine Art kategorischer Imperativ, flatterte bei den Proben im Burgtheater zu der demnächst stattfindenden Uraufführung des neuen Stückes von Lernet-Holenia auf: „Vergesset Oesterreicher (den Autor der letzten Premiere), lernet Holenia!"



Aufnahme: Balle

Der Diamant / Bodo M. Vogel

„Haben Sie schon einmal einen Diamanten gefunden? Nein, nicht wahr? Na also, dann können Sie sich wohl auch keinen Begriff davon machen, wie es Hyazinth Honeymoon zumute war, als er eines Tages durch die Straßen Chicagos stapfte, dabei in einer Pfütze einen glänzenden Gegenstand bemerkte und ihn aufhob. Teufel, das war ja ein Diamant! Nun, Hyazinth war ein ehrlicher Mann. Er hielt es natürlich für seine selbstverständliche Pflicht, den Fund sofort auf der nächsten Polizeiwache abzugeben. Hyazinth aber war auch ein vorsichtiger Mensch. Darum verspürte er gegenüber den Leuten von der Polizei ein gewisses Mißbehagen, das ihm anriet, allzu nahe Berührungen mit ihnen zu vermeiden.

Honeymoon entschloß sich deshalb, den Diamanten seinem Besitzer persönlich zurückzuerstatten. Mit fiebernden Händen suchte er die letzten Cents, die sich noch in seiner Westentasche vorfanden, zusammen und stürzte in die Annoncenannahme des „Daily Morning Prayer", wo er folgende kleine Anzeige aufgab:

Diamant, 57 Karat,
gefunden.
Abzuholen gegen Erstattung der Unkosten bei
H. Honeymoon,
62. Straße 15, 8, links.

Eigentlich wollte Hyazinth hinter „Abzuholen gegen Erstattung der Unkosten" noch hinzufügen „und gegen Belohnung". Aber ein solcher Gedanke war ihm doch zu verwegen, und außerdem war er auch der sicheren Erwartung, daß sich diese Angelegenheit schon von selber regeln würde. Er bezahlte daher nicht gerade leichten Herzens seine sechzig Cents für die Anzeige und ging zu einem daneben wohnenden Juwelier.



Aufnahme: Hans Eder, München

„Auf wie hoch schätzen Sie diesen Diamanten?" fragte er den Händler, ihm den Fund überreichend. Der Juwelier betrachtete den Stein, zuckte die Achseln und sagte: „Von dem Zeug bekommen Sie bei mir das Dutzend für einen halben Dollar. Dieser Stein hier ist übrigens noch nicht einmal eine gute Imitation. Bei mir können Sie bessere haben."

Hyazinth ging bei seinen Worten der Atem aus Für diese Glasscherben also hatte er den Rest seines Vermögens, sechzig Cents, aufs Spiel gesetzt, noch dazu zu einem edlen Zweck und ohne irgendwelche Hintergedanken! War das nicht zum Verzweifeln? Er brummte etwas in den Bart von späterem Wiederkommen und verließ fluchtartig den Juwelierladen. An diesem Abend legte sich Honeymoon schon um 6 Uhr zu Bett. Am anderen Morgen in aller Frühe schreckte ihn die Flurklingel aus süßen Träumen auf. Ein Herr stand vor ihm und sagte: „Komme wegen des Diamanten — 57 Karat — gestern verloren — vielen Dank! — Wieviel bin ich Ihnen schuldig? — Danke schön!"

Hyazinth war sprachlos vor Überraschung. So sprachlos, wie es nur ein Mann sein kann, den man schon um 10 Uhr morgens unter solchen Umständen aus dem Bette aufscheucht. So geschah es denn auch, völlig unbewußt sozusagen, daß er mit der rechten Hand den „Diamanten" hinreichte, während er die linke weit öffnete und antwortete: „Siebzig Cent macht es — sechzig für die Annonce und zehn für den Weg." Der Fremde war großzügig, rundete den Betrag auf drei Dollar auf und machte sich eilig mit dem Fünfundsiebzigkarätigen davon.

In diesem Augenblick fiel es Hyazinth ein, daß er noch nicht gefrühstückt habe, und zwar während der letzten 72 Stunden noch nicht ein einzigesmal. Er kletterte geschwind die acht Etagen hinunter, die ihn vom Niveau des Lebens trennten, und eilte in die nächste Frühstücksstube.

Wenn diese Einzelheiten hier mit solcher Genauigkeit erwähnt werden, glaube man nicht, daß sie für den Gang der Geschichte ohne Interesse wären. Im Gegenteil! Bei unserer Erzählung, die sich wirklich zugetragen hat, ist auch die geringste Kleinigkeit von Bedeutung. Denn wenn nämlich Hyazinth an jenem Morgen nicht zum Frühstück gegangen wäre, dann hätte sich auch der wichtigste Vorfall seines Lebens nicht ereignet. Als er gegen Mittag in seine Wohnung zurückkehren wollte, klopfte ihm plötzlich jemand auf die Schulter. Hyazinth schrak schuldbewußt zusammen, aber es war nur der Portier des Hauses, in welchem er wohnte. „Ach, Mister Honeymoon", rief er, „daß ist gut, daß Sie kommen. Es sind schon siebenundzwanzig Leute dagewesen und haben nach Ihnen gefragt. Heute nachmittag kommen sie wieder."

Hyazinth glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Also siebenundzwanzig, nein achtundzwanzig sogar mit dem Herrn von heute früh, die alle ihren Diamanten verloren hatten! Waren denn die Leute verrückt? Ja, allem Anschein nach mußten sie es sein. Oder? . . . .

Nein, die Halunken! Diese Gauner! ahnte er plötzlich den Zusammenhang der Dinge. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, in denen man vor die Wahl gestellt, nie geahnte Talente in sich verspürt. Hyazinth ging es in diesem Fall ebenso. Er fühlte sich plötzlich von einem hemmungslosen Geschäftssinn, der nach Entfaltung strebte, besessen. Daher sagte er zu dem Portier: Wenn die Herrschaften wiederkommen, lassen Sie sie einen Augenblick unten warten. Dann schicken Sie sie bitte einzeln zu mir herauf. Ich komme gleich wieder."

In aller Eile kehrte er zu dem Juwelier, bei dem er am Tage vorher gewesen war, zurück, kaufte drei Dutzend Diamanten, das Dutzend zu fünfzig Cents, ging in sein Zimmer, nahm an seinem Schreibtisch Platz und harrte der Dinge, die nun kommen sollten. Und tatsächlich die siebenundzwanzig „Verlierer" des „Diamanten" kamen wieder. Jeder von Ihnen schob mit verschmitztem Lächeln den Glasscherben in die Tasche, nachdem er dafür die Insertionskosten und ein paar Dollar als Finderlohn bezahlt hatte.

Den ganzen Nachmittag herrschte ein geheimnisvolles Hin und Her im Hause 15 der 62. Straße. Und auch die nun folgenden Tage war es nicht anders. Denn die von nun an im Annoncenteil aller Zeitungen immer wieder erscheinende kleine Anzeige Hyazinths brachte stets mehr Leute auf den Gedanken, daß auch sie einen Diamanten verloren hatten. Und jeder von Ihnen glaubte, dem biederen Honeymoon einen schönen Streich gespielt zu haben. Man denke doch: Einen Diamanten von siebenundfünfzig Karat für sechzig Cents und einen angemessenen Finderlohn! War das nicht ein Bombengeschäft?

Und wenn einige von den „Verlierern" später doch bemerkten, daß nicht Hyazinth, sondern sie selbst die Hereingefallenen waren, so wagte doch niemand sich darüber zu beschweren. Denn wie hätten sie es auch tun können, da sie sich damit doch ihrer eigenen Gaunerei bebeschuldigten!

In dem Augenblick, in welchem diese Zeilen hier veröffentlicht werden, ist Hyazinth Honeymoon bereits ein reicher Mann. Seine Geschäfte haben einen solchen Umfang angenommen, daß er schon eine eigene Glaswarenfabrik errichtet hat, die ihn mit den nötigen „Diamanten" versorgt. Ein eleganter Ford-Wagen bringt ihn von Stadt zu Stadt, wo er unter ständig wechselndem Namen seinen „Geschäften" mit Eifer obliegt.

Und da sage noch einer, daß in U.S.A. das Geld nicht auf der Straße liegt!

—·—



Aufnahme: Hans Eder, München

Lehren und Sprüche / Oskar Wilde

Wir sind nicht in die Welt geschickt, um unseren moralischen Vorurteilen Luft zu machen.

Das Leben ist zu wichtig, um darüber ernsthaft zu sprechen.

*

Worin besteht das Wesen der schönen Lüge? Darin, daß sie sich selbst zu erkennen gibt. Ist einer so phantasielos, daß er seiner Lüge mit Beweisen zu Hilfe kommt, dann soll er lieber gleich die Wahrheit sagen.

Es liegt etwas Tragisches darin, dass eine so ungeheure Zahl junger Leute ihr Leben in Schönheit beginnt um schließlich einen nützlichen Beruf zu ergreifen.

*

Die erste Pflicht des Lebens ist, so künstlich als möglich zu sein. Die zweite Pflicht ist noch nicht gedeckt.

*

Es hat keinen Sinn, Vorschriften darüber zu machen, was man lesen soll und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur entstammt dem, was man nicht lesen soll.

Verantwortlich für den Inhalt: Guthorm Ensrud, Berlin. Verlag; „Der Kunststudent", Berlin W 30, Stübbenstraße 7. Fernruf Stephan 5761. Druck: Buchdruckerei Otto Neu, Frankfurt a. d. Oder, Gr. Müllroser Straße 53.


FKK
Museum